

geschwächt auch noch in manchen Sätzen Toynbees finden, als Grundgesetz der Kulturen den Satz entgegengesetzt: „So sind wir heute bestrebt, dem Begriff der unentrinnbaren Dekadenz das Bild einer, man möchte sagen, bedingten Kontinuität und auch einer bedingten Dekadenz entgegenzuhalten“ (189), so übersteigt er damit die Schranken der historischen Fachwissenschaft. Und darin sehen wir in diesem Fall einen Vorzug.

Zur Klärung der Frage, worin die Ursachen für den Untergang des (west-)römischen Reiches lägen, benutzt der Verf. die Toynbeeschen Kategorien vom äußeren und inneren Proletariat, wobei er allerdings nachweist, daß sie der Sache nach bereits bei Polybios zu finden sind. Wie er darlegt, ist das Problem des Aufstiegs und Verfalls der Kulturen uralte. Schon zu Zeiten, als Rom seinen Höhepunkt noch gar nicht erreicht hatte, quälte denkende Männer die Frage nach dem Bestand des Imperiums, seiner Hauptstadt und seiner Einrichtungen. Als die Kurve zu sinken begann, und noch mehr nach dem politischen Untergang wurde die Frage nach den Ursachen dringlicher und bewegte die besten Geister, Christen und Heiden, Gläubige und Skeptiker, Geschichtsforscher und Philosophen, Dichter und Theologen.

Nach einer umfassenden kritischen Übersicht der Meinungen und einer gründlichen Untersuchung der Situation des späten Reiches in sozialer, religiöser, künstlerischer, wirtschaftlicher, finanzieller, militärischer und staatspolitischer Hinsicht formuliert M. seine These: Weder äußere Feinde allein noch innere Feinde allein, sondern beide zusammen haben Roms Sturz bewirkt. Wir haben diese These bewußt zunächst so allgemein gefaßt und glauben, daß sie in dieser Allgemeinheit richtig ist. Wenn man dann genauer fragt, wie sich das Gewicht auf innere und äußere Feinde verteile und wer alles zu den inneren Feinden zu zählen sei — scheint uns der Verf. zu großes Gewicht auf die äußeren Feinde zu legen und bezüglich der inneren Feinde neben den sozialen und fiskalischen die moralischen Gründe nicht gebührend zu berücksichtigen. Ein in sich gesundes und kräftiges römisches Staatsgebilde wäre u. E. dem Ansturm der „Barbaren“ nicht erlegen. Die Rolle des Christentums im Aufstand des inneren Proletariats scheint uns M. zu vereinfachen; deswegen sind auch seine Schlüsse zu einfach. Das Verhältnis Christentum und Welt, Kirche und Reich ist so vielschichtig, daß man mit vereinfachten Formeln notwendig danebengreift (vgl. 174; 179). Mit diesem politischen Untergang Roms ist die Frage der kulturellen Weiterwirkung der griechisch-römischen Welt noch nicht beantwortet. Wir finden bei Mazzarino darüber sehr kluge, abgewogene Urteile.

G. F. Klenk SJ

*Barraclough, Geoffrey: Geschichte in einer sich wandelnden Welt.* (308 S.) Göttingen 1957, Vandenhoeck & Ruprecht. DM 12,80.

Ein Buch von fast verwirrender Fülle. Eine Geschichtsdeutung, die auf wenig mehr als 300 Seiten rund 1500 Jahre umfaßt. Dennoch enttäuscht das Buch nicht, sondern überrascht mit immer neuen unerwarteten Analysen und Synthesen des geschichtlichen Stoffes.

Schon was der Verf. über den Standort des guten Historikers und seine Aufgabe oder über die rechte Art, Geschichte zu schreiben, sagt, ist eindrucksvoll. Er erkennt die Schwächen des Historismus und der bloßen Tatsachensammlung und will für die Geschichte ein Ziel außerhalb ihrer suchen — ohne sie allerdings unter eine theologische Idee zu stellen. Sie soll so etwas wie eine Hilfe in praktischer oder Lebensphilosophie sein.

Wenn der Verf. so die Jahrhunderte europäischer Geschichte überschaut, wird es ihm zweifelhaft, ob es das Gemeinsame gebe, das man abendländische Kultur zu nennen beliebt. Die große Epoche der sogenannten christlich-abendländischen Gemeinschaft des Mittelalters zergliedert er und stellt sehr eigenwillige Ansichten auf. Das Mittelalter steht eher in Gegensatz zur klassischen Kultur und hat sie gar nicht verstanden. Ebenso gab es in Wirklichkeit weder eine kirchliche noch eine staatliche Einheit. B. arbeitet hier zu sehr mit Denkformen des 20. Jahrhunderts; ein tieferes Verständnis des Mittelalters und seiner Religion geht ihm ab, das zeigt vor allem die sehr summarische Auseinandersetzung mit dem Meister in der Geschichte des Mittelalters: Christopher Dawson.

Auch in den späteren Zeitaltern kann man nach B. nur schwer von einer gemeinsamen europäischen Kultur sprechen.

Viel Aufmerksamkeit schenkt der Verf. Byzanz und seinem Erben Rußland. Beide zieht er ziemlich tief ins gesamteuropäische Blickfeld. Bei der Beurteilung des heutigen Sowjetreiches ergeht es ihm wie den meisten britischen Autoren: von der Furchtbarkeit des bolschewistischen Gewaltsystems trennt ihn ein kühler akademischer und geographischer Abstand. Der Trost, den der Verf. in den abschließenden und entscheidenden Kapiteln dem zerschlagenen Europa bietet, ist mäßig: Was es an Werten besitzt, darf zwar auf Unbedingtheit keinen Anspruch erheben, wird aber auch in Zukunft in irgendeiner Form wirksam bleiben.

G. F. Klenk SJ

*Gelzer, Matthias: Caesar, der Politiker und Staatsmann.* (320 S.) Wiesbaden 1960, Franz Steiner. Ln. DM 17,50.

In sechs Kapiteln wird dieses ereignisreiche Leben auf dem Hintergrund der gesell-



schaftlichen, wirtschaftlichen und reichspolitischen Lage vor dem Leser ausgebreitet. Ein Lebensbild, das wissenschaftlich allseitig unterbaut und schriftstellerisch ansprechend ist. Caesar war eine geniale Persönlichkeit, gewiß; aber er mußte sich seinen Aufstieg Schritt für Schritt erkämpfen — gegen die Ansprüche einer Oligarchie, die zwar auf altem Herkommen fußte, aber die alte Tüchtigkeit weitgehend verloren hatte und verderbt war. Ferner gegen die Eignung vieler seiner Parteigänger, die den Umsturz nur wollten, um zügellos zu plündern, zu rauben und zu morden.

Caesar stellt der *res publica antiqua*, dem altrömischen Gemeindestaat, den modernen Reichsgedanken entgegen. Er will etwas, wofür zwar die Verhältnisse des römischen Erdkreises, aber nicht die Vertreter der römischen Herrschicht und des römischen Volkes reif sind: die imperiale Universalmonarchie, die allein die gestellten weltweiten Aufgaben meistern kann. Man erkennt seine Absichten, und daran ist er schließlich zugrunde gegangen.

Caesar ist groß, wenn wir ihn von der Rason des Imperium Romanum her abschätzen: glänzend als Feldherr, meisterhaft im politischen Ränkespiel, gewiegt im Umgang mit Freund und Feind. Aber wie, wenn wir ihn auf der Waage des Rechtes und der Gerechtigkeit wägen? Es ist dabei nicht das römische Verfassungsrecht oder Gewohnheitsrecht gemeint — solche Rechte können veralten —, sondern das sittliche Recht, das in der Menschennatur begründet ist. Die Ziele der Staatskunst und Feldherrnkunst Caesars waren imperialistisch und deswegen genau so fragwürdig wie diejenigen des europäischen Imperialismus im 19. Jahrhundert. Und dann die Mittel, die Caesar anwandte, um seine Ziele zu verwirklichen. Wir dürfen nicht vergessen, daß er den Galischen Krieg als ein großes Unternehmen brauchte, um sich hochzuspielen und zur Macht zu gelangen. Er hat ihn deswegen mit aller List und Verschlagenheit ausgeweitet und in Gang gehalten. Wohl behandelte er die Besiegten milde, wenn eine überlegene Staatsklugheit das nahelegte; aber ebenso wahr ist, daß er kaltblütig grausam war, wenn er glaubte, die Gegner damit einschüchtern zu können. Auch in seinen innerpolitischen Machtkämpfen war er in den Mitteln nicht wählerisch. Es ist Gellers besonderes Verdienst, neben der Größe Caesars auch das Zwielfältige seines sittlichen Charakters nüchtern herausgearbeitet zu haben.

G. F. Klenk SJ

Ritter, Gerhard: Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des „Militarismus“ in Deutschland. Bd. 2: Die Hauptmächte Europas und das wilhelminische Reich (1890—1914). (393 S.)

München 1960, R. Oldenbourg. Leinen DM 30,—.

Beim Versuch, diese wichtige Neuerscheinung zu werten, stößt man gleich auf die Schwierigkeit, den Begriff des Militarismus genau zu bestimmen. R. versucht ihn abweichend von der herkömmlichen Weise als eine solche Übersteigerung und Überschätzung des Soldatentums zu definieren, „durch die das natürliche Verhältnis von Staatskunst und Kriegshandwerk ‚ungesund‘ wird“ (118). Das natürliche, gesunde Verhältnis zwischen beiden fordert den „Primat der politischen Führung über die militärische, des politischen Denkens über das soldatische“ (32). Später umschreibt er den Militarismus noch einmal als „einseitiges Kämpfertum und Übertäuben der politischen Vernunft durch rein militärtechnische Überlegungen“ (283).

Diese Begriffsbestimmungen scheinen uns nur eine bestimmte Form des Militarismus zu treffen. Ritter weist nach, daß sie auf die wilhelminische Epoche weitgehend und auf die Juli-Krise von 1914, soweit die Mittelmächte in Frage kommen, in erschreckendem Maß zutrifft. Aber kann man mit dieser Definition z. B. die Verhaltensweise der braunen und roten Diktaturen treffen? Stand bei Hitler das „Übermaß militärischer Anstrengungen nicht unter dem Primat einer politischen Zielsetzung, zwar einer verderbten, bösen, aber immerhin einer politischen Zielsetzung? Das gleiche muß man in bezug auf Lenin, Stalin und Chruschtschew fragen. Das heißt also, die übelsten Formen des Militarismus, die bösesten und gefährlichsten, scheinen uns Ritters Definition zu entgleiten. Deswegen ziehen wir eine allgemeinere Begriffsbestimmung vor: Militarismus als ein Übermaß militärischer Anstrengungen um freigewählter machtpolitischer Kampfziele willen.

Was R. mit seiner Begriffsbestimmung im Auge hat, ist der Gesinnungsmilitarismus, d. h. eine bürgerlich-soziale Überschätzung des Soldatenstandes und eine Überschätzung seiner Bedeutung für das Allgemeinwohl. Das aber würde ebenso wie eine weltpolitische auch eine soziologische Untersuchung verlangen, während R. sich doch im Ganzen auf die zwischenstaatlichen Auswirkungen beschränkt.

Der Gesinnungsmilitarismus war im wilhelminischen Deutschland sehr stark; indessen hat der zunächst mehr „materiale“ Militarismus Frankreichs und Englands zur Erhöhung der internationalen Spannung und zur latenten Kriegsgefahr kaum weniger beigetragen. Zudem ist es kaum möglich, daß in einem demokratischen Land mit allgemeiner Wehrpflicht ein „materialer“ Militarismus nicht in einen Gesinnungsmaterialismus übergeht. Und wie stark der materiale Militarismus zumal in Frankreich war, darauf weist Ritter immer wieder hin.